

Von „Erbfeinden“ zu „Erbfreunden“ – die Bestandsaufnahme einer europäischen Versöhnung

Oftmals wird das Verhältnis von Deutschland und Frankreich als eine Entwicklung von „Erbfeinden“ zu „Erbfreunden“ beschrieben. Standen sich die beiden Länder in Kriegszeiten als erbitterte Kontrahenten gegenüber, gelten sie heute als gemeinsamer Motor der europäischen Integration. 1963 besiegelten Konrad Adenauer und Charles de Gaulle im Élysée-Vertrag eine enge Zusammenarbeit beider Länder auf politischer und militärischer Ebene sowie in den Bereichen Erziehung und Jugend.

Das Vertragswerk feierte 2013 sein 50. Jubiläum. Im Laufe dieses halben Jahrhunderts haben sich Deutschland und Frankreich in einem vielseitigen und komplexen Annäherungsprozess zu mehr als nur „normalen Nachbarn“ entwickelt: Die beiden Länder sind heute enge Partner, freundschaftlich verbunden und betreiben aus der Mitte heraus das Zusammenwachsen Europas, denn die Versöhnung und Annäherung der beiden Staaten lieferte auch die Vor- und Grundlage des europäischen Integrationsprozesses.

Das vorliegende Lexikon unternimmt eine umfassende Bestandsaufnahme und Analyse der deutsch-französischen Kulturbeziehungen seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und untersucht den beispiellosen Prozess, der über Annäherung und Aussöhnung schließlich zu einem dichten Netzwerk von Kooperationen führte. Exzellente Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen ziehen in ihren Artikeln eine Bilanz des bisher Erreichten, zögern jedoch auch nicht, Hindernisse, Schwierigkeiten und Probleme beim Namen zu nennen. Die systematische Verknüpfung verschiedener Bereiche – über die traditionellen kulturellen Ausdrucksformen wie Literatur, Theater, Kunst, Musik und Intellektuellenaustausch hinaus werden auch Aspekte der Massenkultur sowie der Wissenschaftsbeziehungen berücksichtigt – lassen die engen Verflechtungen der deutschen und der französischen Kultur erkennen. So wird das Lexikon zu einem einzigartigen Nachschlagewerk und zu einem weiteren Mosaikstein für ein besseres Verständnis der Nachbarn auf der anderen Rheinseite.

Denn trotz des bereits Erreichten ist es unerlässlich, das gegenseitige Verständnis weiter zu fördern, das Verhältnis mit unserem Nachbarland umsichtig zu pflegen, jede heranwachsende Generation erneut an das deutsch-französische Verhältnis heranzuführen. Angesichts der gegenwärtigen europäischen Krise ist ein gutes, von Offenheit und Sympathie geprägtes Verhältnis wichtiger denn je. Deutschland und Frankreich dürfen ihre Position als freundschaftliche Partner in der Mitte Europas nicht verlieren. Das aber ist nicht selbstverständlich, gute Beziehungen müssen gehegt und gepflegt werden. Wenn Europa weiter zusammenwachsen will, muss dies durch praktisches Handeln ausgestaltet werden. Hier besitzt das *franco-allemand* in vielen Aspekten Vorbildcharakter. Ein sehr feinmaschiges Netz deutsch-französischer zivilgesellschaftlicher, kultureller und Bildungsinitiativen ist über die Jahre hinweg gestrickt worden. Natürlich haben auch die Goethe-Institute in Frankreich hier einen maßgeblichen Beitrag geleistet.

Neben der Sicherung und des Ausbaus des Kulturaustauschs über die bestehende Mittlerszene gehört zu den Aufgaben der Zukunft aber auch die Stimulierung der Mehrsprachigkeit, denn nur in der eigenen Sprache lässt sich der Nachbar *wirklich* kennenlernen. Auch muss über die Zukunft und Perspektiven der vielen deutsch-französischen Institutionen und Netzwerke nachgedacht und Strategien entwickelt werden, wie man über das Bilaterale hinaus zu einer Öffnung in Richtung Europa gelangen kann.

Angesichts der fruchtbaren deutsch-französischen Kooperation, die nunmehr über 70 Jahre besteht, ist es Zeit, mit neuen Ideen frischen Wind in das kulturelle Projekt Europa zu bringen.

Prof. Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann ist Präsident des Goethe-Instituts.

Vorwort zur 2. Auflage

Zwei Jahre nach der Erstausgabe des „Lexikons der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945“ haben wir uns entschieden, eine überarbeitete und erweiterte Neuauflage vorzulegen. Ermutigt wurden wir hierzu einerseits durch die zahlreichen positiven Rezensionen in Fachzeitschriften und großen Tageszeitungen in Deutschland und Frankreich (Le Monde, FAZ, Süddeutsche Zeitung), die in der Publikation ein unverzichtbares Werk für die Beschäftigung mit den deutsch-französischen Kulturbeziehungen sehen, andererseits aber auch durch die interessierten Rückfragen des Publikums bei der Vorstellung des Buches und Podiumsdiskussionen über die deutsch-französischen Kulturbeziehungen.

Wir haben Daten aktualisiert, einige typographische Fehler korrigiert und eine Reihe von Einträgen zusätzlich aufgenommen, deren Auswahl im Wesentlichen auf Anregungen von Fachkollegen und Interessierten fußt, für die wir uns an dieser Stelle herzlich bedanken möchten. Wir hoffen, dass der Blick auf das Untersuchungsfeld mit der 2. Auflage weiter verdichtet werden konnte und der intensive Austausch sowie die Gespräche mit den Experten des *franco-allemand* auch in Zukunft weitergeführt werden.

Die Herausgeber

Einleitung

In einem Interview mit der Wochenzeitung „Die Zeit“ vom 3. November 1949 bezog der gerade frisch gewählte Bundeskanzler Konrad Adenauer deutlich Position im Blick auf den französischen Nachbarn: „Im heutigen Stadium Europas sind Erbfeindschaften völlig unzeitgemäß geworden. Ich bin daher entschlossen, die deutsch-französischen Beziehungen zu einem Angelpunkt meiner Politik zu machen.“ Wie nur wenige andere hatte Adenauer die Lehre aus der kriegerischen Vergangenheit seines Landes gezogen, dabei aber auch die zentrale Bedeutung des *kulturellen* Austauschs für den Normalisierungsprozess der politischen Beziehungen erkannt, ohne den diese letztlich zerbrechlich bleiben würden. Daher kann es, so Adenauer, „gar nicht genug [...] deutsch-französischen Kulturaustausch geben“.

Dass es sich bei der Absichtserklärung keineswegs um leere Worte handelte, beweist die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen in den 1950er Jahren, die mit der Unterzeichnung des Élysée-Vertrages am 22. Januar 1963 durch Konrad Adenauer und Charles de Gaulle eine formale Grundlage erhielt. Sie konnten zu diesem Zeitpunkt bereits von einem politischen und soziokulturellen Annäherungsprozess profitieren, der 1963 einen ersten symbolischen Höhepunkt erlebte und in der Folge dann weitere Dynamisierung erfuhr.

50 Jahre später blicken wir auf ein enggestricktes Netz zivilgesellschaftlicher Interaktionen zwischen beiden Ländern, das heute den Status eines Alleinstellungsmerkmals in den internationalen Beziehungen beanspruchen kann. Nachdem sich Deutschland und Frankreich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts als „Erbfeinde“ gegenüber standen, gelten sie heute als „Erbfreunde“ und Motor der Europäischen Integration. Nirgendwo anders auf der Welt gibt es so enge und vielschichtige Beziehungen und gesellschaftliche Verflechtungen zwischen zwei Ländern wie im so genannten *franco-allemand*.

Der Anfang dieser Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg war freilich zunächst nicht unerheblich durch Misstrauen, Hass und Revanchedenken geprägt. Insofern verdient das Engagement der Frauen und Männer, die in jenen Jahren das Fundament für die deutsch-französische Verständigung legten, höchste Würdigung. Die ersten Mittler kamen aber nicht alleine aus der Reihe der politischen Eliten, sondern aus ganz verschiedenen Sektoren der Zivilgesellschaft, was der deutsch-französischen Aussöhnung Breite, Authentizität, Tiefenwirkung und Dauerhaftigkeit verlieh.

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach Unterzeichnung des Élysée-Vertrages erscheint es angemessen, sich einen Überblick über die deutsch-französischen Kulturbeziehungen zu verschaffen. Ausgehend von sieben essayistischen Darstellungen, welche einleitend die Grundlagen des inzwischen breit entwickelten interdisziplinären Forschungsfeldes beleuchten, will das vorliegende Lexikon in 345 Stichworten über die wichtigsten Beziehungsfelder, Konzepte, Ereignisse, Fakten, Entwicklungen, Institutionen und Mittler kompakt und zuverlässig informieren. In einer Art Momentaufnahme ziehen die 173 beitragenden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Disziplinen auf dem neuesten Forschungsstand eine Bilanz des bisher Erreichten, zögern jedoch auch nicht, neben den Erfolgen der deutsch-französischen Annäherung die Probleme und Schattenseiten zu beleuchten und Hindernisse beim Namen zu nennen.

Der vorliegende Band sieht sich in der Kontinuität ähnlicher Projekte dieser Art, beispielsweise des von Jacques Leenhardt und Robert Picht 1989 herausgegebenen Bandes „Esprit/Geist. 100 Schlüsselbegriffe für Deutsche und Franzosen“ (die französische Version erschien 1992 bzw.

1997 unter dem Titel „Au jardin des malentendus“). Erinnert werden soll auch an das „Handwörterbuch der deutsch-französischen Beziehungen“ (2009/2015), das 2005/6 in zweiter Auflage erschienene „Frankreich-Lexikon“, das von Ingo Kolboom, Thomas Kotschi und Edward Reichel herausgegebene „Handbuch Französisch“ (2. Ausgabe 2008) sowie den „Dictionnaire des mondes germaniques“ (2007), die auf komplementäre Weise das Wissen über den Anderen vertiefen.

Das vorliegende „Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945“ konzentriert sich ganz auf die neueste deutsch-französische Zeitgeschichte und geht dabei von einem erweiterten Kulturbegriff aus, der über die traditionell-klassischen kulturellen Hochformen wie Literatur, Kunst, Musik hinausgeht und auch Aspekte der Populärkultur, der Medien, der Technik, des Sports und der Wissenschaftsbeziehungen berücksichtigt.

Wer sich einen schnellen Überblick über die deutsch-französischen Kulturbeziehungen im 20. und angehenden 21. Jahrhundert verschaffen will, kann sich in einem ersten Schritt auf die sieben einleitenden Beiträge des ersten Teils konzentrieren, die helfen sollen, die bilateralen Verbindungen in einen größeren politischen, räumlichen und theoretischen Rahmen einzuordnen. Dazu gehört für die Periode zwischen 1945/49-1990 auch das Verhältnis zwischen der DDR und Frankreich, das hier als ein nicht zu vernachlässigender Teil der deutsch-französischen Beziehungen nach 1945 verstanden werden soll. Die Übersichtsartikel bieten dem Laien den Einstieg in ein vielleicht noch unbekanntes Gebiet, dem Kenner einen verlässlichen Überblick über ein bedeutendes Kapitel der europäischen Nachkriegsgeschichte und dem Akteur vor Ort eine handlungsorientierte Darstellung des transnationalen Aussöhnungsprozesses bzw. Kooperationsfelds. Ausgegangen wird dabei von der Beobachtung, dass den deutsch-französischen Beziehungen in einem zusammenwachsenden Europa nicht selten die Funktion eines „Werkzeugkastens“ (Chaigneau/Seidendorf) zugeschrieben wird, von dem sich in anderen bilateralen Annäherungsprozessen engagierte Mittler inspirieren lassen. Zum Weiterlesen anregen sollen sowohl die bibliographischen Hinweise zur einschlägigen und aktuellen Forschungsliteratur am Ende eines jeden Artikels, als auch die mit einem Sternchen (*) versehenen Begriffe, Institutionen und Personen, die sich im zweiten Teil dieses Lexikons in alphabetischer Reihenfolge befinden. Da es in der Regel interessanter erscheint, dem fachlichen den Vorzug vor einem biographischen Ansatz zu geben und das Wirken der Mittler im Rahmen ihrer Aktionsfelder darzustellen, erlaubt diese Form der Verlinkung zwischen den einzelnen Beiträgen immer tiefer in die Materie einzutauchen und sich eine Vorstellung des deutsch-französischen Beziehungsnetzes zu machen, das letztlich die Grundlage des Lexikons bildet und dessen Dichte und weit verzweigter Charakter sich im Index des Lexikons spiegelt.

Die Autoren dieses Lexikons konnten auf eine breite wissenschaftliche Forschung zurückgreifen, die sich in den letzten Jahren stark ausdifferenziert hat und immer häufiger auf der Basis von Kooperationsprojekten zwischen Deutschland und Frankreich entsteht. Wenngleich die ersten Jahrzehnte der geteilten Nachkriegsgeschichte bereits umfassender als spätere Perioden aufgearbeitet sind, bemühen sich die Verfasser dennoch, den Bogen ihrer Darstellung bis in die Gegenwart zu spannen. Da dies nicht immer umfassend gelingen kann, will das Lexikon auch auf wissenschaftliche Leerstellen aufmerksam machen und auf diese Weise neue Studien anstoßen.

Indes: Nicht alleine Forschungsdesiderata zwingen ein Projekt wie den vorliegenden Band bisweilen zum „Mut zur Lücke“, sondern auch die quantitativen Vorgaben der Herausgeber. So mussten, um die Beziehungsgeschichte in ihrer ganzen Breite präsentieren zu können, nicht nur die Länge und damit Ausführlichkeit der Beiträge begrenzt, sondern zudem eine repräsentative Auswahl an Einträgen getroffen werden. Dies gestaltete sich in mancherlei Hinsicht nicht immer einfach und bedurfte oft längerer Diskussionen und der Konsultation von Fachkollegen. Als besonders delikat erwies sich die Frage nach den aufzunehmenden Persönlichkeiten, und es steht zu erwarten, dass die Leser die Entscheidungen der Herausgeber nicht immer teilen werden. Der eine hätte sich selber darin vermutet, der andere wird einen Weggefährten vermissen. Den poten-

tiellen Kritikern sei jedoch versichert, dass wir es uns nicht leicht gemacht haben. Als wichtigstes Kriterium für eine Aufnahme haben wir uns auf die bleibende und prägende Wirkung einer Person bzw. ihrer Arbeit auf die deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945 geeinigt. Daraus ergab sich eine Präferenz für Akteure mit historischer Dimension, was die Leistung der aktuell im Kulturtransfer Tätigen nicht schmälern soll. Sie finden sich vielfach unter den Autoren dieses Lexikons und werden einen ihnen angemessenen Platz in Nachfolgeprojekten dieser Art finden. Positiv gesprochen hoffen wir im Hinblick auf die unvermeidlichen Lücken daher vor allem, dass diese Anstöße für zukünftige Forschung geben werden. Hingewiesen sei in diesem Kontext aber auch auf die Struktur des Lexikons, die sich, wie dargestellt, vor allem durch eine starke Verflechtung auszeichnet. Ein Blick in den Personenindex dürfte insofern den einen oder anderen Leser mit der getroffenen Auswahl hoffentlich wieder versöhnen.

Abschließend soll gedankt werden: zu allererst den Autoren für ihre Bereitschaft zu kooperieren und ihr Wissen kondensiert zur Verfügung zu stellen; den Übersetzern (Katharina Bader, Aline Ditzler, Valérie Dubslaff, Marijke Eschenbach, Anna Franz, Cornelia Klingebiel, Bettina Rambow, Sandra Schmidt, Anna Wieland, Paula Wilegala) für ihre sprachliche Sensibilität und ihr Engagement; den vielen Kollegen und Freunden für ihre wertvollen Ratschläge; dem Goethe-Institut, dem DAAD (der Außenstelle Paris sowie der Zentrale in Bonn), dem Deutsch-Französischen Institut in Ludwigsburg und dem Auswärtigen Amt für die finanzielle und logistische Unterstützung. Besondere Anerkennung gilt aber Patricia Pasic für die Redaktion sowie (gemeinsam mit Cora Hegewald) Anfertigung des Druckmanuskripts und Anja Ernst für die Betreuung der 2. Auflage. Ohne ihren hingebungsvollen Einsatz wäre das Lexikon nicht das, was es heute ist. Dank geht auch an den Narr-Verlag für den Mut, sich auf ein Lexikonprojekt einzulassen, das oft die Tendenz hatte, zu einer *never ending story* zu werden. Wir freuen uns, dass es soweit nicht gekommen ist und wünschen den Lesern nun eine spannende Lektüre.

Konzeptionen und theoretische Ansätze zur Untersuchung von Kulturbeziehungen

Wer über „Kulturbeziehungen“ arbeitet, hat sich mit einem Paradox auseinanderzusetzen. Auf der einen Seite setzt die Bezeichnung voraus, dass es so etwas wie Kulturen gibt, die miteinander in Beziehung treten. Dabei werden Kulturen als eigenständige Einheiten begriffen, mit Merkmalen, Codes und einer eigenen Geschichte, die diese Eigenheiten zu erklären vermag. Beziehungen zwischen solcherart verstandenen Kulturen können dann als Kontakt, Vermittlung, Transfer oder Austausch beschrieben werden. Eine andere Sichtweise – und dies wäre der Gegenpol – betont das grundsätzlich Prozesshafte von Kultur. Sie geht davon aus, dass Kultur selbst immer schon Aushandlung ist, dass sie situativ bestimmt wird, je nach Akteuren und Kontext. Als spezifische kulturelle Vorgänge erscheinen dann Interaktionen, bei denen Differenzen zugleich verhandelt und neu verortet werden. Kultur in diesem Sinn ist selber Austausch und Transfer, und die Einheiten, zwischen denen ausgetauscht wird, konstituieren sich in diesem Prozess und sind dementsprechend mobil und schwer als solche zu fassen. In der ersten Sichtweise heißt Kulturtransfer also Transfer zwischen Kulturen, in der zweiten bezeichnet er Transfer als Kultur und betont den eigenen Motor, der Kultur erst produziert.

Angesichts dieses Paradoxes empfiehlt es sich, etwas weiter auszuholen, die entsprechenden Vorgänge, die hier im Mittelpunkt des Interesses stehen, näher zu bestimmen und den Begriffsapparat, den man dabei benutzt, zu überprüfen und gegebenenfalls zu modifizieren. Danach werden wir zu klären versuchen, ob das entsprechende analytische Arsenal auf die in diesem Band im Vordergrund stehenden deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945 passt und wie er angesichts dieses Untersuchungsfelds möglicherweise neu zu justieren ist.

Vorab indessen noch eine Vorbemerkung. Ein zusätzliches Problem der so neutral anmutenden Bezeichnung „Kulturbeziehungen“ liegt darin, dass sie gewissermaßen kulturpolitisch belastet ist. Spätestens seit dem Ende des Ersten Weltkriegs haben sich die größeren europäischen Staaten auf so etwas wie *auswärtige Kulturpolitik eingelassen. Sie gingen davon aus, dass die kulturelle Außendarstellung eines Landes eine wichtige Stütze politischen Handelns darstellt. Demgemäß suchten sie die Kenntnisse ihrer Sprache, Literatur und Kultur im Ausland zu verbessern. Sie richteten Kulturinstitute ein, schickten *Lektoren an ausländische Universitäten, veranstalteten Vortragsreisen ihrer bekannten Schriftsteller und Hochschullehrer, kümmerten sich um die Gymnasialbildung, verbreiteten Bücher, förderten Übersetzungen, gründeten Forschungsinstitute und dergleichen mehr. In Frankreich waren für diese *auswärtige Kulturpolitik die bereits 1883 gestiftete *Alliance française und das 1920 gegründete Service des œuvres françaises à l'étranger zuständig, in England der British Council (1934), in Deutschland die 1925 gegründete Deutsche Akademie sowie der ebenfalls 1925 gegründete Akademische Auslandsdienst. Parallel dazu können Staaten kulturelle Beziehungen zueinander aufnehmen, die dann besondere Aktivitäten des Austauschs, etwa Errichtung von Kulturzentren, Lehrer- und Schüleraustausch genauer fassen und zum gemeinsamen Programm erheben. In diesem Fall, der oft in Form eines zwischenstaatlichen „Kulturabkommens“ offiziell besiegelt wird, gehören Kulturbeziehungen zum größeren Feld der *International Relations*. In allen derartigen Situationen handelt es sich um kulturelle Kontakte zwischen Staaten, über die dann auch, wenn man so will, die entsprechenden Kulturen miteinander in Beziehung treten.

1. Kultur als Ordnung und als Prozess

Doch zunächst: kommen wir noch einmal auf den Begriff der Kulturbeziehungen zurück. In der soeben skizzierten ersten Sichtweise bieten die Kulturen Einheiten, die durch Differenzen bestimmt sind. Das ist der kognitive Aspekt. Zum Verstehen braucht es Unterschiede, an denen das Denken ansetzen kann. Kulturen sind hier unterscheidbare Einheiten. Die Spezifika einer Kultur definieren sich über Merkmale, mit denen man eine Kultur von der anderen absetzen kann. Sie werden also methodisch über implizite oder explizite Vergleiche erfasst.

Hinzu kommt die grundlegende Bedeutung der Unterscheidung zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Auch sie stammt, wie manche andere dieser Ingredienzien, aus der antiken Ethnographie mit ihrer strukturellen Opposition von Hellenen und Barbaren. Sie läßt Differenz mit Identität auf und ist deshalb auf Grenzziehungen zwischen dem Ich (oder dem Wir) und dem (den) Anderen bedacht, die konstitutiv für die Kultur bzw. die Gesellschaft wie für die Personen sind. Sobald die Identität in den Vordergrund gerät, werden Probleme des Ein- und Ausschließens aufgeworfen.

Dazu kommen noch zwei weitere wichtige, allerdings historisch markierte und deshalb nicht generell anzutreffende Merkmale dieser Sichtweise: erstens die Vorstellung von Kultur als organischer Einheit, als lebendem Organismus. Dadurch entsteht die Analogiekonstruktion: Kulturen reifen, aber sie altern auch. Der entsprechende Alterungsprozess wird dann oft als Dekadenz beschrieben – auch dies ein bereits bei Tacitus vorgeführtes Modell, der die Germanen als „junges“ Volk, Rom dagegen als von Verfall und Dekadenz bedrohte Zivilisation beschreibt und die Römer dazu anhalten will, sich auf ihre ursprünglichen republikanischen Werte zu besinnen.

Zweitens die Vorstellung von Diffusion: Kulturen breiten sich aus. Damit kommt ein räumliches Moment hinzu. Aber diese Ausbreitung wird als Prozess einer mehr oder minder imperialistischen Kolonisierung gesehen, Konsequenz eines „Kulturgefälles“, wie man in der älteren Kulturtheorie gesagt hat. Ende des 19. Jahrhunderts hat man dieses diffusionistische Schema mit der Theorie von Völkerkreisen (Friedrich Ratzel) und Kulturkreisen (Adolf Bastian) in Verbindung gebracht. Derzufolge entfalten sich die Völker gewissermaßen nach einem genetischen Programm, breiten sich aus und verbreiten dadurch Kultur, Sitten, Bräuche, Technik und ähnliches mehr. Dabei werden zunächst kaum die durch diesen Ausbreitungsprozess unweigerlich ausgelösten Konflikte behandelt. Welche Völker gewinnen die Oberhand, und welche Faktoren sind dabei von Bedeutung? Im 19. Jahrhundert spielt oft unterschwellig die vitalistische Vorstellung von „jungen“ starken Kulturen mit, die sich gegen ältere durchsetzen.

In einer differenzierteren Form verleiht sich diese Sicht das Zentrum/Peripherie-Modell ein, und auch hier schon seit der Antike (die *urbs* als Zentrum des *Imperium Romanum*), womit eine gewisse strukturierende Differenz innerhalb einer Kultur eingeräumt wird. Doch die Systemlogik dieser Differenzierung verläuft entlang einer klaren Achse: Der Kern beherrscht die Randzonen, und zugleich schwächt sich die Kontrolle in den Randzonen ab. Die Peripherie wird durch ihre Position in der Beziehung zum dominanten Zentrum definiert und umgekehrt. Auch dieses Modell bildet kulturelle Beziehungen nach einem räumlichen Schema ab, es impliziert eine *mental map*, in der zum Beispiel Verdichtungsprozesse (im Zentrum) gegen Ausdünnungsprozesse (am Rand) abgesetzt werden. Es operiert mit Nähe und Entfernung, mit Grenzen und Grenzkonflikten oder auch Berührungen an den Grenzen. Bei manchen Anthropologen wie etwa Marcel Mauss sehen wir eine Kombination von diffusionistischem und kulturhistorisch-evolutionistischem Modell. Von Bastian übernimmt er die beiden Begriffe der Kulturschicht (alles das, was auf die Formen, Stile und Epochen verweist, die der Ethnologe beschreibt und analysiert) und des Kulturkreises (als Vorstellung der geographisch-räumlichen Verbreitung einer Zivilisation). Auch interessiert sich Mauss, gerade weil seine Konzeption universalistisch eingetönt ist (er hat eine Universalgeschichte der menschlichen Zivilisation im Blick), für den Vorgang der Kulturkon-

takte. Doch verbleibt auch er noch in einer zweidimensionalen, d.h. flächigen Sicht der Kulturen, die lediglich an ihren Grenzen miteinander interagieren.

Die zweite Sichtweise, um auch dies noch einmal zu verdeutlichen, geht davon aus, dass Kultur – wie Gesellschaft und technischer Fortschritt – durch Kontakt entsteht, durch Zirkulation, Transfer und Bewegung, Aushandlung und Vermischung, Handel und Übersetzung, mit anderen Worten durch Interaktionsprozesse, die zwischen nicht näher definierten Einheiten vermitteln, übersetzen und Veränderungen hervorrufen. Der Motor der Kulturentwicklung liegt dann nicht mehr im Kern einzelner kultureller Monaden, sondern im Vorgang der Verflechtung. Es ist die Kombination und Überkreuzung von Wissen, Fertigkeiten und Handlungsstrategien, die neues Wissen und neue Fertigkeiten – in einem Wort Kultur oder Gesellschaft generieren. Auch dieser Prozess ist keineswegs immer harmonisch. Im Gegenteil ist er vielfach mit Konflikten verknüpft, in Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingebunden.

Dass diese These etwa zur Erklärung von Modernisierungsschüben herangezogen wurde – so etwa in den Arbeiten von Eisenstadt oder, im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte, von Joseph Needham – ist nicht weiter verwunderlich. Schon Schlözer hat 1785 gesagt, dass Wissen, Technik, Fortschritt immer aus Bewegung und Kontakt entstehen, und es als Aufgabe des Universalhistorikers bezeichnet, diese Zusammenhänge („Realzusammenhänge“) beziehungsgeschichtlich aufzuarbeiten.

Manche gingen soweit, auch so identitätsstiftende Grundbegriffe wie Nation oder die Entstehung politisch-sozialer Phänomene wie nationale Bewegungen oder Religionen in und außerhalb Europas als Ergebnisse „transnationaler“ Vorgänge zu interpretieren. Das ist etwa die These von Sebastian Conrad. Der Historiker, der sich mit der Entstehung dieser Bewegungen empirisch befasst, hat zugleich auch die Ebene der historiographischen Traditionsbildung im Blick zu behalten. So konnte Conrad, um beim Beispiel der Nationalgeschichte zu bleiben, zeigen, wie das Transnationale aus der genuin nationalgeschichtlich konzipierten Geschichte konsequent ausgeblendet wurde, weil es im entsprechenden Programm nicht vorgesehen war. Eines der dabei auftretenden Probleme ist also, dass das Ergebnis transnationaler Vorgänge national re-ontologisiert oder diszipliniert, seinerseits zur heuristischen Monade umfunktioniert wird, um politische, soziale und kulturelle Legitimationsfunktionen zu übernehmen.

Wie aber ist das beim Transfer entstehende Neue zu definieren? Als hybrides Objekt, als Krokultur, als *objet métisse*?¹ Die erste vorläufige Antwort auf diese Fragen wäre eine *petitio principis*: Dabei entsteht etwas, das keine neue ontologische Einheit darstellt, sondern in „Kultur“ eingespeist wird, die ihrerseits als fortwährender, nie endgültig zu stabilisierender Prozess zu denken ist. Aber mit dieser Feststellung ist das sich dahinter verbergende epistemologische Problem keineswegs gelöst. Nation, um bei diesem Beispiel zu bleiben, hat schon allein deshalb eigene Konsistenz, weil sie als geschichtsträchtiger, handlungsstrukturierender Referenzpunkt auf den Plan tritt und damit Geschichte produziert. Solange die Akteure sich darauf berufen und sich darüber – genauer: über seinen Gebrauch – verständigen, mag der Historiker postmodern dekonstruieren, solange er immer will: die Nation wird ihm von seinem empirischen Material immer wieder unter die Nase gehalten. Aber noch mehr: Im Grunde ist die zumindest provisorische Stabilisierung des „Neuen“ als etwas Eigenes, Spezifisches (und nicht mehr als eines nur Hybrides, aus der Kreuzung von Komponenten Erklärbares) erkenntnistheoretisch unverzichtbar. Um Wissen zu produzieren, benötigen wir stabilisierte Einheiten, die wir miteinander in Beziehung setzen und über deren Sinn wir uns miteinander verständigen. Am Beispiel der Nation: Ihre transnationale Entstehung sowie die transnationalen historischen Verflechtungen der verschiedenen Nationalbewegungen lösen sie nicht aus dem nationalen Kontext, innerhalb dessen sie sich historisch, instituti-

¹ Vgl. vor allem Serge Gruzinski, *La pensée métisse*, Paris 1999, sowie Laurier Turgeon, *Les mots pour dire les métissages: jeux et enjeux d'un lexique*, in: *Revue germanique internationale* 21 (2004), S. 53-69.

onell und kulturell strukturiert hat und, wenn man so will, geschichtsmächtig geworden ist. Und wenn wir, als analytische Forscher, selbst von Nation sprechen, können wir nicht permanent die Führungszeichen davor setzen, die wir als Historiker, nachdem wir den Entstehungsprozess von Nation historisiert haben, eigentlich immer setzen müssten. Wir stehen als vor einem echten Dilemma.

2. Kulturtransfer: Leistungen und Grenzen des Konzepts

Bekanntlich wurden das Konzept des Kulturtransfers sowie die entsprechenden Forschungen zu Beginn der 1980er Jahre in einem deutsch-französischen Kontext entwickelt.² Dabei spielten vor allem drei Faktoren zusammen. Als erstes die spezifische Situation der französischen Historiographie, die versuchte, das klassische Narrativ der Nationalgeschichtsschreibung aufzubrechen, das trotz Fernand Braudel und den „Annales“ nach dem Skript der republikanisch-universalistischen, aber gleichwohl französisch getönten *civilisation* verfasst war und in dem deshalb Transfers von außen nur selten explizit benannt wurden. Dieses Modell war damals offen in eine Krise geraten, was auch Pierre Nora eigentlich gegen den Strich konzipierte, aber gleichwohl im strikt innerfranzösischen Rahmen konstruierte Nabelschau der „Lieux de mémoire“ veranschaulichte.

Der zweite Faktor betraf die deutsch-französische historiographische Konstellation. Da die Kulturtransferforschung sich für die Dynamik von Vermittlungsprozessen zwischen national definierten Kulturen und Gesellschaften interessierte, geriet sie anfangs in eine gewisse Gegenposition zur vergleichenden Sozialgeschichte, die von fest strukturierten Gesellschaften und deshalb in ihren Grundlagen vergleichbaren Einheiten ausging und zudem der Kulturgeschichte misstraute. Diese Situation löste eine größere deutsch-französische Diskussion über das Verhältnis von Vergleich und Transferforschung aus, die inzwischen in sachlichere Bahnen geraten ist. Vergleich und „Beziehungsgeschichte“ – so die deutsche Terminologie für relationale Ansätze – werden nunmehr eher als komplementäre Verfahren gesehen. Dazu hat nicht zuletzt das Aufkommen anderer beziehungsgeschichtlicher Ansätze beigetragen. *Shared History, Connected History* oder *Entangled History*³ haben das Spektrum erheblich erweitert und die Perspektive jeweils verschoben. Dazu kommen übergreifende Forschungsrichtungen wie Globalgeschichte und *World History* sowie all das, was man unter transnationalen Ansätzen fasst. Dadurch hat sich der Blickwinkel verändert, und zwar sowohl in geographischer als auch in thematischer Hinsicht.

Schließlich, als dritter Faktor, die deutsch-französische Thematik als dominanter Forschungsgegenstand. Das bedeutete unter anderem, dass man sich auf die nationale Untersuchungsebene konzentrierte, und damit chronologisch auf die Zeit ab 1750. Damit verbunden war das Interesse für die Welt der Hochkultur und der Intellektuellen, in der die Vorstellungen von Nation, Staat und Geschichtsdeutung ausgehandelt wurden, für die Bildungssysteme und die Buchgeschichte, für die Disziplin- und Rechtsgeschichte. Die Konzentration auf die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich hat zwei sich z.T. widersprechende Entwicklungen nach sich gezogen. Auf der einen Seite operierte man mit der Vorstellung sich stark unterscheidender Kultur- und Gesellschaftsmodelle, die man mit dualistischen Oppositionen zu fassen suchte, etwa Zentralismus/Föderalismus, Jus soli/Jus sanguinis, Bourgeoisie/Bürgertum, Laizismus als Trennung von Staat und Kirche/Konkordatssystem als Kombination und Ausgleich, *Civilisation/Kultur, Lettres*

² Vgl. Michel Espagne, Michael Werner, La construction d'une référence allemande en France. Genèse et histoire culturelle, in: *Annales E.S.C.* 1987, S. 969-992; dies., Deutsch-französischer Kultur-Transfer als Forschungsgegenstand, in: dies. (Hg.), *Transferts. Relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIII^e-XIX^e siècle)*, Paris 1988, S. 11-34.

³ Unter der zahlreichen Literatur s. Sebastian Conrad, Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M. 2002; Sanjay Subrahmanyam, *Explorations in Connected History*, 2 Bde., New Delhi 2004.

françaises/Philologie, Individualismus/Holismus, Revolution/Reformismus und dergleichen mehr. Methodisch werden solcherart dualistische Konstruktionen über den kontrastierenden Vergleich erfasst. Die politischen Gegensätze zwischen den beiden Ländern, bis hin zur Vorstellung des „*Erbfeinds“, haben diese Polarisierungen begünstigt, auch wenn die wechselseitige Bedingtheit dieser Konstruktionen heute auf der Hand liegt. Auf der anderen Seite legte man den Akzent auf die Vermittlerfiguren, die zwischen beiden Systemen übersetzten, auf Importvorgänge und Anpassungsversuche, mit anderen Worten auf den Transfer als wie auch immer gearteten Annäherungs- oder Aufweichungsprozess der gegensätzlichen Systeme. Dabei führte die Betonung der Rezeptionsseite des Transfers, die vielfach mit Pierre Bourdieus Feld-Theorie operierte, dazu, dass die soziale Logik der Positionskämpfe in der Rezeptionskultur als Schlüssel der Interpretation von Transfer benutzt wurde: Kulturimport wurde durch die Interessenlage der Protagonisten des jeweiligen Rezeptionsfelds bestimmt.

Zugleich zeigt sich indessen auch, dass die historische Kontextualisierung dieser Polaritäten und der daraus resultierenden Aufarbeitung im Sinne von Kulturtransfer, d.h. von Bewegungen von einer zur anderen Seite, alsbald an gewisse Grenzen stößt. Unter den Problemen, die dabei auftreten, möchte ich zwei Gruppen unterscheiden. Die erste umfasst grundsätzliche Fragen der Erkenntnisgewinnung. Dazu gehört zunächst das Verhältnis von Untersuchungsgegenstand und analytischem Bezugsrahmen. Wie oben angedeutet, ist die Transferforschung ursprünglich mit dem Vorsatz aufgetreten, die vermeintliche Homogenität der Nationalkulturen aufzubrechen und ihre durch Transfers hervorgerufenen „Fremdanteile“, und damit in gewisser Weise ihre Heterogenität nachzuweisen. Dabei wird jedoch der Bezug auf eine Nationalkultur, als Ausgangs- und Endpunkt des Transferprozesses, keineswegs aufgegeben. Es geht um den Import oder Export „deutscher“ Kultur (Philosophie, Theater, Musik, Hochschulpolitik, Buchwesen, Technologie usw.) nach „Frankreich“ oder umgekehrt. Auch wenn der Transferforscher auf die verschiedenen Übersetzungsvorgänge und die dadurch ausgelösten kulturellen Umformungen abzielt, bleiben die nationalen Zuschreibungen erhalten.

Damit wird eine zweite Frage aufgeworfen, die des Beobachterstandpunkts. Von welchem Standpunkt aus werden die Transfervorgänge untersucht, welche Vorannahmen sind damit impliziert und welche Auswirkungen hat dies auf die Analyse? Diese für jede wissenschaftliche Arbeit selbstverständlichen Grundfragen wurden in der Kulturtransferforschung nicht immer genügend reflektiert. So wäre etwa der Begriff der „Interkulturalität“ daraufhin zu hinterfragen, ob er nicht doch ontologisch verfestigte Vorstellungen von Kultur transportiert, die im Widerspruch zur Dynamik der Prozesse stehen, die untersucht werden sollen. Die Pluralität der möglichen Beobachterpositionen müsste derartige Verfestigungen relativieren und in ihrer historischen Bedingtheit aufzeigen.

Die dritte Frage ist die nach dem Verhältnis zwischen einem totalisierenden, alle menschlichen Hervorbringungen umfassenden Kulturbegriff und der Vorstellung eines Marktes, der ja auch *Bourdies Feldtheorie zugrunde liegt. Welche Rolle spielen überindividuelle Werte und Normen, die der Kultur zugerechnet werden, in einem Markt, dessen Akteure ausschließlich nach eigenem Interesse handeln? Bricht man die Frage auf die Ebene der Handelnden herunter, so bedeutet sie, dass es im Horizont der Akteure die Gelenkstellen zwischen konkurrierenden Einzelinteressen und mit der Interpretation von Kulturgegenständen verbundenen Normen genauer zu untersuchen gilt. Andersherum gesagt: In der Beschreibung und Analyse des Transfers ist die untrennbare Verbindung von Dekonstruktion der Einzelinteressen und Rekonstruktion einer wie immer gearteten Gesamtsicht auf größere Wertekomplexe (das, was die Juristen als Dogmatik bezeichnen) systematisch zu erforschen. Das eine geht nicht ohne das andere, wenn man denn der Schere von Relativierung und Essentialisierung entgehen will.

Ein vierter Punkt betrifft die impliziten Raumvorstellungen der Transferforschung. Der Transferbegriff entstammt ja einer räumlichen Vorstellungswelt. Und in der Tat lässt sich fest-

stellen, dass Transferstudien oft auf einen verräumlichten Kulturbegriff zurückgreifen. Da schwingen dann Vorstellungen von Kulturräumen, von Grenzzonen zwischen Kulturen oder auch von Wanderwegen der Kultur mit, wie sie in der älteren Kultur- und Rechtsgeographie verwendet wurden. Wie der neuere *spatial turn* der Kultur- und Sozialwissenschaften anzeigt, ist mit der Problematik der Erfassung der räumlichen Dimension sozialen Handelns nicht nur eine empirische, sondern auch eine erkenntnistheoretische Frage aufgeworfen. Kulturen lassen sich nicht nach der Art von Flächen abbilden. Sie sind an die Menschen gebunden, die sie transportieren, und ihre räumliche Verbreitung hängt von den Kommunikationsstrukturen ab, die sich bekanntlich historisch stark gewandelt haben. Wie andere Formen von sozialen Räumen werden auch die Räume der Kultur von den Bewegungen der Akteure sowie über die vom physischen Raum nur noch bedingt abhängigen Vernetzungen der Kommunikationsströme permanent neu konfiguriert. Ein Ausdruck wie „Grenzgänger zwischen den Kulturen“ kann deshalb immer nur metaphorisch und meistens auch nur für Situationen verwendet werden, in denen ein Akteur seine kulturelle „Mehrsprachigkeit“ bewusst zu „Übersetzungshandlungen“ mobilisiert. Solche Übersetzungen sind allerdings überaus häufig und bestimmen viele Alltagssituationen in Familien, Gruppen, zwischen Berufsvereinigungen und disziplinären *communities*, kurz zwischen allen Personen, die sich auf unterschiedliche Codes und Normen beziehen. Mit ihrer Häufigkeit schwindet indessen die Anschaulichkeit einer Verräumlichung kulturspezifischer Prozesse, die eher vereinfacht, als dass sie komplexe Beziehungen darzustellen vermag. Territorialisierung oder räumliche Verankerung von Kultur läuft über lokale Handlungen ab. Aber sie schafft kein geschlossenes, etwa durch politische Strukturen oder durch Rechtsverhältnisse bestimmtes Territorium. Darum ist der Begriff des Kulturraums analytisch prinzipiell fragwürdig und sollte immer historisiert werden.

Die zweite Gruppe von Problemen hat mit den Merkmalen des Untersuchungsgegenstands zu tun, in unserem Fall den soziokulturellen Interaktionen zwischen Deutschland und Frankreich und den Veränderungen, die sich in den letzten Jahrzehnten in diesem Bereich vollzogen haben. Wie wir sahen, hat die Kulturtransferforschung wie auch der Gesellschaftsvergleich nicht auf die Fixierung von zwar miteinander kommunizierenden, aber doch getrennten nationalkulturellen Einheiten verzichten können. Ohne diese Fixierungen wird ihr analytischer Referenzrahmen problematisch. Wie soll sie dann auf die wachsenden Verflechtungen zwischen den beiden Gesellschaften reagieren? Sicher, kulturelle Verflechtungen zwischen den Nachbarländern hat es historisch schon immer gegeben. Sie waren Teil einer gemeinsamen Geschichte. Aber ihre Intensität hat seit den 1950er Jahren in einem Maße zugenommen, dass man wohl von einem qualitativen Sprung sprechen kann. Das betrifft Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Bildung wie Jugendkultur, Theater, Medien, Stadtplanung, Berufsorganisationen, Tourismus, Landwirtschaft, Unternehmenskultur und viele andere Bereiche. Das heißt nicht, dass die alten polarisierenden Konstruktionen des „Anderen“ aus den Argumentationen verschwunden wären. Im Gegenteil, sie werden anlässlich der vermehrten Kontakte immer wieder neu mobilisiert, etwa im sogenannten interkulturellen Management oder in der interkulturellen Kommunikation. Aber sie haben ihre generalisierenden Bedeutungen weitgehend verloren. Eine der Konsequenzen der zunehmenden Verzahnungen der beiden Gesellschaften – und das wäre ein zweiter Punkt – ist, dass es immer schwieriger wird, einzelne Transfervorgänge zu isolieren und analytisch getrennt zu behandeln. Vielmehr ist festzustellen, dass sie miteinander vielfach interagieren und sich gegenseitig beeinflussen. Auf diese Weise entstehen ineinander verwobene Interdependenzketten, die in die Analyse einzubeziehen sind. Um die Situation zu verdeutlichen, mag es sinnvoll erscheinen, nicht mehr von einem flächigen, zweidimensionalen Modell von horizontalen Transfers auszugehen, sondern eine dreidimensionale Konstellation zugrunde zu legen, d.h. ein Beziehungsgeflecht, das verschiedene Ebenen von Austausch, Interaktion und Interdependenz miteinander verbindet und ineinander verschränkt.